

mitteln. So werden die naturrechtlichen und kulturellen Forderungen ihre idealen Lösungen finden.

Soll durch Automation und Kybernetik ein Kulturfortschritt erreicht werden, so muß man eines klar erkennen: die Automation ist wie ein Automobil, die gesamte Konstruktion muß exakt durchgearbeitet und synchron sein. Die Karosserie ist den geforderten Ansprüchen entsprechend gebaut: für einzelne Personen, für Personengruppen oder für Lasten. Das Automobil muß gepflegt und gewartet werden, die Versorgung mit Treibstoff und Öl muß gewährleistet sein, und das Automobil darf nicht überfordert werden.

Statio Orbis

Der Eucharistische Weltkongreß in Bombay

Josef Neuner SJ

Während des Getriebes der Kongreßtage in Bombay machte ein indischer Laie unvermittelt die Bemerkung: „Nun ist eine neue Zeit gekommen. Der Vorhang des Tempels ist noch einmal zerrissen.“ Ich muß etwas erstaunt geschaut haben, denn er fuhr erklärend fort: „Ich meine die Sprache der Liturgie. Nun ist das Latein abgeschafft, und wir können alles verstehen. Auch sonst weiß man, was geschieht. Früher hat man nur Nachrichten bekommen, die für uns Laien zugeschnitten waren. Jetzt ist alles öffentlich.“ Er sprach gleichzeitig vom Konzil in Rom und vom Kongreß in Bombay und fühlte sich offensichtlich vor diesem zerrissenen Vorhang etwas unsicher. Ich meinte, daß es doch gut sei, wenn man den wirklichen Dingen begegne. Aber er hatte seine Bedenken: „Es ist nicht so leicht.“

Alle wissen, daß sich die Kirche in einem Übergang befindet. Im Konzil geht es um die Rückbesinnung der Kirche auf ihr Wesen und um die Zuwendung zur modernen Welt. Was aber in der Konzilsaula und in den Konzilskommissionen in mühsamen Sitzungen erarbeitet wird, davon kam einiges im Kongreß in Bombay vor die Öffentlichkeit. Denn auf einem internationalen Kongreß kann man auch etwas von den großen Impulsen spüren, die in der Kirche wirksam sind. Man wird

die Bedeutung dieses Kongresses nur dann verstehen, wenn man ihn im Zusammenhang der gesamten kirchlichen Erneuerung sieht, vor allem in der Liturgie und in der neuen Offenheit zur Welt.

Zuerst zur Liturgie: Der Vergleich mit dem zerrissenen Vorhang ist, soweit er sich auf das Latein bezieht, eine leichte Übertreibung. Es gab noch ziemlich viel Latein. Aber es wurde eine Liturgie durchgeführt, die in großen Zügen der liturgischen Konstitution des Konzils entsprach. Das war eine der Hauptaufgaben des Kongresses. Denn in einem Eucharistischen Kongreß muß die liturgische Feier im Mittelpunkt stehen, und die Art der Feier sollte für die Teilnehmer wegweisend sein.

Die liturgischen Feiern wurden auf dem schönsten Platz Bombays durchgeführt, auf dem „Oval“, einem langgestreckten Rechteck, das auf der einen Seite von Gebäuden der viktorianischen Epoche flankiert wird, namentlich dem Universitätsgebäude, auf der anderen Seite von einer der modernsten Straßen der Stadt mit achtstöckigen Wohnblöcken. Der Platz lag gleichsam zwischen zwei Epochen, deren Gleichzeitigkeit man auch während der Feiern immer wieder wahrnehmen mußte. Die beiden Epochen verstehen sich nicht gut, wissen aber in praktischen Fragen doch immer zu Kompromißlösungen zu kommen. Der Platz hatte den Nachteil, daß er sehr lang und verhältnismäßig eng ist. So wurde er durch den Altarbau, der in der Mitte errichtet wurde, in zwei gleiche Felder zerschnitten, die völlig getrennt blieben. Das erschwerte die volle Gemeinschaft aller Gläubigen. Der Altaraufbau, der von einem hinduistischen Architekten in Kalkutta entworfen war, beherrschte den ganzen Platz. Er war eindrucksvoll und zweckentsprechend. Er erhob sich in vier Terrassen und bot Raum nicht nur für den eigentlichen Gottesdienst am Altar, sondern auf den tieferen Stufen auch für besondere Gruppen, zum Beispiel für die über hundert Priester, die geweiht wurden, oder die Brautpaare, deren Ehe gesegnet wurde.

Auf dem Oval kamen täglich in den Abendstunden die Massen der Gläubigen zusammen. Für die guten Plätze mußte man Eintrittskarten haben, und die Zulassung wurde streng gehandhabt. Man wollte eine gerechte Verteilung der Sitzplätze gewährleisten; außerdem war man besorgt, störende Elemente fernzuhalten. (Diese Vorsicht hat sich freilich als unnötig erwiesen.) Die Folge der strengen Überwachung war, daß viele, die gern hereingekommen wären, draußen auf den Straßen stehen bleiben mußten, während drinnen oft viele Plätze frei blieben. Bei den Hauptfeiern freilich war drinnen und draußen jeder Quadratmeter besetzt. Die großen Scharen der Gläubigen haben den Kongreß zu einem einzigartigen Erlebnis gemacht. Die Geduld und Ruhe, die Gläubigkeit und echte Frömmigkeit der Teilnehmer gaben dem Kongreß eine Atmosphäre, die selbst durch die beste Organisation nicht hätte erreicht werden können. Wohl am ergreifendsten zeigte sich die Frömmigkeit des Volkes in der Bußwallfahrt nach Mt. Mary. Tausende zogen unter der Führung von Kardinal Döpfner in der Nacht vom Kongreßgelände fünf

Stunden lang hinaus zur Wallfahrtskirche. Früh morgens kamen sie an und feierten die heilige Messe. Da gab es wenig Prunk, aber viel Gebet.

In den liturgischen Feiern sollte die vom Konzil eingeleitete liturgische Reform vor einer weiten Öffentlichkeit ausgeführt werden. Dazu wurden auch der Kongreßleitung besondere Vollmachten gegeben. Die in der liturgischen Instruktion vorgesehenen Neuerungen konnten schon verwirklicht werden; die Sakramente konnte man in sinngemäßer Anpassung spenden, mit Gebeten und Riten, die eigens für den Kongreß gutgeheißen wurden; auch die Konzelebration wurde erlaubt, nicht nur für feierliche Gottesdienste, sondern auch für Priester, die in größerer Zahl zusammenwohnten. Man hat großzügig geplant und versucht, den Sinn der Liturgie deutlich zu machen. Die Gegenwart Christi in seiner Kirche wurde durch die Christuskerze versinnbildet, die jeden Tag bei Beginn des Gottesdienstes feierlich entzündet wurde. Täglich wurde im Rahmen der Meßfeier eines der Sakramente gespendet. Die Kommentare haben im allgemeinen den Sinn der Riten und Gebete gut herausgehoben.

Auch im Gesamtaufbau des Kongresses wurde der Sinn der Eucharistie ausgedrückt. Die feierlichen Gottesdienste begannen mit der Statio Orbis, bei der sich die Vertreter aller Völker und Stände um den Altar sammelten; an den folgenden Tagen wurde dann die Fülle des kirchlichen Lebens in der Spendung der Sakramente entfaltet. Der Kongreß schloß mit dem gewaltigen „Ite Missa est“ der Schlußfeier. Da zogen alle Teilnehmer in verschiedenen Kolonnen vom Oval zum „Gateway of India“ über dem Hafen von Bombay, dem symbolischen Treffpunkt zwischen Ost und West, wo sich Indien zur Welt hin öffnet. Dort wurde der sakramentale Segen in alle vier Richtungen gegeben, dann wurde das Allerheiligste in die Kathedrale zurückgetragen. So wurde der Sinn der Prozession als Krönung der eucharistischen Feier, als das Hinaustragen des Zeugnisses Christi aus dem kirchlichen Bereich in die Welt in einzigartiger Weise dargestellt.

Viel Gutes ist in der Vorbereitung des Kongresses und in der Durchführung erreicht worden. Tausende von Priestern, Schwestern und Laien haben die großen Möglichkeiten einer erneuerten Liturgie gesehen. Das ist um so bedeutsamer in einem Missionsland, wo viele vom Geist der liturgischen Erneuerung noch wenig erfahren haben. Man hat neue Gebetsformen gefunden, man hat bessere Liedertexte gehört und gelernt. Ohne diesen Kongreß, der die Schaffung dieser Texte und Melodien verlangte, wäre das alles viel langsamer gegangen. Es hat sich bei diesem Kongreß auch gezeigt, daß die Leute gerne mitgegangen sind. Man hat sich nicht an den modernen Sprachen in der Liturgie gestoßen, sondern sich an der Möglichkeit der wirklichen Teilnahme ehrlich gefreut.

Freilich gab es auch Rückschläge. Wo man feste Formulare der Meßfeier mit dem sakramentalen Ritus verknüpft vorfand, wie bei Priesterweihe und Bischofskonsekration, da waren plötzlich alle Prinzipien der Erneuerung vergessen und die ganze Liturgie stand wieder unter der Herrschaft der unerlösten Geister der

alten Rubriken. Alles wurde wieder lateinisch gebetet, selbst das Evangelium wurde auf Lateinisch verkündet, und die Konzelebration wurde wieder in der schwerfälligen Form des gemeinsamen Sprechens aller Gebete vollzogen – viele Priester hatten sich unterdessen an die viel passendere neue Form gewöhnt. Man hätte mehr Konsequenz gewünscht. Man sollte das anerkannte Gute, das in der liturgischen Reform zustande gekommen ist, nicht zu ängstlich einschränken und sofort wieder zurückziehen, als ob man ein schlechtes Gewissen hätte. Man sollte die erneuerte Liturgie als ein österliches Geschenk an die Christenheit betrachten, in dem die Wahrheit und Kraft des Herrn immer bei seiner Kirche bleiben soll.

Es gab noch andere Schwierigkeiten: So war es nicht immer leicht, den einzelnen liturgischen Handlungen zu folgen, weil die Distanz vom Altar doch zu groß war. Viele konnten auch das Englisch des Kommentators nicht genügend verstehen; man hätte eine größere Berücksichtigung der Landessprachen erwartet, wobei freilich zugegeben ist, daß dadurch vielleicht noch größere Schwierigkeiten entstanden wären. Aber einige Gottesdienste in indischen Sprachen wären wohl am Platz gewesen.

Das Problem der liturgischen Feier liegt jedoch tiefer. Es handelt sich nicht in erster Linie um neue Formen, sondern um den neuen Geist, der sich freilich auch seine neuen Worte und Formen schaffen muß. Dieser Geist läßt sich nicht leicht in einem kurzen Wort ausdrücken. Er besteht in dem Verhältnis des gläubigen Menschen zu Gott; darin hat alle Kirchlichkeit ihren Sinn. Der Gläubige unterscheidet sich vom Ungläubigen eben dadurch, daß er sein Leben von Gottes Liebe umschlossen weiß. Diese Liebe begegnet ihm in den Sakramenten und im heiligen Opfer, er findet sie in der Heiligen Schrift; immer aber begegnet er Gott, alles andere sind nur Wege zu ihm. Sie sind, wie Augustinus in seinen Adventspredigten nicht müde wird zu sagen, nur Stimme, um das Wort zu empfangen; wenn aber einmal das Wort empfangen ist, dann soll die Stimme abklingen. Die Stimme, symbolisiert im Täufer, muß abnehmen, das Wort allein muß wachsen. Das moderne Kirchenverständnis ist durch einen tiefen Personalismus zwischen Gott und Mensch bestimmt. Der Christ will in der Liturgie dieses Verhältnis zu Gott, das allein wichtig ist, vor dem sich alles Geschaffene auflöst wie eine aufsteigende Weihrauchwolke, finden. So gewinnen für ihn alle kirchlichen Dinge an Tiefe und Bedeutung: Die einfachste Predigt in einer Dorfkirche wird zum Träger von Gottes Wort zu uns; in jedem sakramentalen Zeichen ist Gottes erlösende und verheißende Liebe gegenwärtig. Der moderne Christ ist also in einem wahren und tiefen Sinn kirchlich. Aber alles Kirchliche gehört für ihn doch in die Ordnung des Zeichens. Er sucht Gott in der Kirche, die Kirche selbst steht nur im Dienst seines Wortes und seiner Gnade, und alle Festlichkeit der Kirche ist nur der Widerschein der Glorie Christi, deren Teilnahme uns am Ende der Zeiten verheißt ist.

Ein Eucharistischer Kongreß muß auf dieses Empfinden des modernen Christen Rücksicht nehmen; denn dieses ist nicht bloß eine Zeitmode, sondern eine der kost-

baren Erkenntnisse unserer Tage. Aber es scheint, daß gerade in diesem Empfinden die Generationen auseinandergehen. Zu viel wurde in den einleitenden Begrüßungen von den Vertretern der weltlichen und geistlichen Autorität geredet, die zum Kongreß gekommen sind; zu sehr wurde auch aller Erwartung auf den Papst hingelenkt, auf dessen Ankunft man sich vorbereitete; zu wenig wurde vom Geheimnis Christi selber gesagt, das doch allein während dieser Tage gefeiert werden sollte. Um so befreiender wirkte es aber, als Papst Paul selbst erschien, in schlichter Einfachheit, ohne Ballast höfischer Etikette, demütig und liebevoll, mit dem offensichtlichen Verlangen, jeden Gruß persönlich zu erwidern. Erlösend war es auch, in seiner Homilie etwas von der Christozentrik zu hören, die einem Eucharistischen Kongreß eigen sein muß: „Christus ist in unserer Mitte.“ Man hatte den Eindruck, daß vielen die Spannung zwischen diesen beiden Auffassungen gar nicht aufgefallen ist. Das Tempo des Kongresses erlaubte es den meisten ja kaum, kritische Fragen zu stellen, und überhaupt ging jede Kritik im allgemeinen Enthusiasmus des Kongresses unter. Auch ist die spontane Frömmigkeit der meisten indischen Christen so unmittelbar, daß sie sich von weltlichen Nebengeräuschen kaum beeinflussen lassen. So haben also die großen kirchlichen Feiern auf dem Oval einen tiefen Eindruck gemacht. Aber der Kongreß hätte doch einen tieferen erzieherischen Einfluß ausgeübt, wenn in allen großen Veranstaltungen und Reden die Hinordnung auf Gott allein immer eindeutig spürbar gewesen wäre.

Die Feiern auf dem Oval wurden wesentlich durch die vielen kleineren Veranstaltungen ergänzt, in denen kleinere Gruppen ihre Gottesdienste organisierten. Besonders schön waren die Gottesdienste der Jugend: der Studenten, der Arbeiter, der Erstkommunikanten, der Kinder. Sie wurden in kleineren Räumen gefeiert und erlaubten mehr individuelle Gestaltung und größere persönliche Beteiligung der Anwesenden. Dabei zeigte man auch viel Initiative in der Schaffung eines paraliturgischen Rahmens, z. B. zum Aufbau des Altares der Studenten und der Arbeiter. Manche Anregung wird auch von diesen Feiern mitgenommen worden sein.

Die Wahl Bombays als Treffpunkt hatte dem Kongreß eine schwere missionarische Aufgabe gestellt. Es galt zunächst eine so große christliche Kundgebung mitten in einer andersgläubigen Umgebung zu veranstalten, ohne zu provozieren; die Kirche selbst mußte sich ferner auf dem Kongreß neu auf ihre missionarische Situation und Aufgabe besinnen; und der Sinn dieses Kongresses mußte der weiten nichtchristlichen Umgebung verständlich gemacht werden.

Schon das erste Problem schien schwer zu lösen. Eine entschlossene Gruppe nationalistischer Kreise setzte es sich zum Ziel, den Kongreß unpopulär zu machen und ihn durch Gegenkundgebungen zu stören. Man muß sich bemühen, das Fühlen und Denken solcher Leute zu verstehen: sie betrachten Indien als das Land des Hinduismus, das seine kulturelle Tradition und seinen religiösen Reichtum dem Erbe des Hinduismus verdankt. Sie betrachten deshalb alle, die dieses Erbe nicht annehmen, als Gegner der heimischen Kultur. Es ist begreiflich, daß in dieser Sicht

die großen Vorbereitungen des Kongresses und vor allem die Ankündigung des Papstbesuches Beunruhigung verursachten. Der Widerstand wurde in die Öffentlichkeit getragen; in der Tagespresse und in eigenen Schriften wurde der Kongreß angegriffen; sogar Gerichtsverfahren wurden gegen die staatlichen und städtischen Behörden eingeleitet; man beschuldigt sie, daß sie dem Kongreß unzulässige Vergünstigungen zukommen ließen. Die Agitation flaute freilich langsam ab. Viele einflußreiche Hindus bemühten sich, ein gutes Klima zu schaffen. Alle Sorge wegen möglichen Störungen wurde schließlich durch die allgemeine Freude am Kongreß und den Enthusiasmus des Papstbesuches weggefegt. Man sollte aber doch nicht glauben, daß nun alle Probleme verschwunden wären. Zwar wäre eine unschöne Agitation bei solcher Gelegenheit ganz unindisch gewesen, und sie wäre von den meisten Hindus aufs schärfste verurteilt worden, aber es gibt doch eine weitverbreitete Stimmung gegen die missionarischen Arbeiten und Absichten der Kirche. Man muß mit ihr rechnen, und sie zwingt zum Nachdenken.

Während des Kongresses mußte sich also die Kirche erneut auf ihre Aufgabe in den Missionsländern besinnen. Das geschah besonders in den drei Seminaren, die dem Kongreß vorausgingen und sich mit drei Problemkreisen der Kirche in Indien befaßten:

An erster Stelle ist das „Food and Health Seminar“ zu nennen, das über die Notlage der Entwicklungsländer und die dringende Aufgabe einer größeren landwirtschaftlichen Produktion handelte. Fachleute ersten Ranges sprachen im Seminar, internationale Organisationen wie FAO und andere waren offiziell vertreten. Die Schlußsitzung fand vor der Öffentlichkeit statt. Kardinal Agagianian drückte seine Freude darüber aus, daß hier die Kirche in Zusammenarbeit mit allen Kräften des Aufbaus, über alle staatlichen und konfessionellen Schranken hinweg, an dieses dringende Problem der Menschheit heranging. Jeder Christ und jeder Inder wird diesen Beitrag der Kirche begrüßen.

Das zweite Seminar handelte von dem eigentlich missionarischen Problem. Das Thema „Christliche Offenbarung und nichtchristliche Religionen“ wurde im geschlossenen Kreis von indischen Theologieprofessoren mit Sprechern und Vertretern von auswärts behandelt. Es sprachen Prof. Dr. Hans Küng über die Bedeutung der Weltreligionen in der Heilsgeschichte, Prof. Piet Fransen über Heil außerhalb der Kirche, Prof. P. Massons von Sinn und Aufgabe der Mission, und Dr. R. Panikker über das Verhältnis des Christen zur nichtchristlichen Umwelt. Das Seminar fand genau eine Woche nach der Konzilsabstimmung statt, in der die Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen angenommen wurde. Man spürte die Aktualität des Themas. Tatsächlich kamen in diesem Seminar die schweren theologischen und pastoralen Probleme eines modernen Missionslandes zur Sprache. Diese Diskussion mußte zunächst unter Theologen stattfinden, sie war nicht als Dialog mit Andersgläubigen gedacht, sondern als

Klärung unseres eigenen Standpunktes, die einem solchen Dialog notwendig vorausgehen muß.

Das dritte Seminar befaßte sich mit der katechetischen Aufgabe in Indien. Auch katechetische Fragen haben in den Missionsländern eine wesentliche Beziehung zur nichtchristlichen Umgebung, in der die meisten Kinder leben und in der sie als gereifte Christen ihr Leben gestalten müssen.

Die genannten Veranstaltungen fanden natürlich in kleinem Kreise statt. Der Kongreß selbst aber mußte natürlich vor die große Öffentlichkeit Indiens treten und sich nicht nur Christen, sondern auch Nichtchristen verständlich zu machen suchen. Dazu gaben die großen Veranstaltungen die Gelegenheit. Immer war eine große Zahl von Hindus anwesend, auch bei den liturgischen Funktionen. Jeden Tag mußte zum Beispiel ausdrücklich gesagt werden, daß nur Christen zur heiligen Kommunion kommen dürfen. Die Homilien boten also die Möglichkeit, die Botschaft des Kongresses nicht nur an Christen heranzutragen, sondern Worte zu sagen, die auch Nichtchristen den Sinn der Festfeier nahebringen konnten. Das ist auch wohl geschehen. Die Redner haben sich ehrlich bemüht, die esoterische Terminologie unserer Glaubenswahrheiten (dazu gehört schon das Wort „Eucharistie“ selbst) in eine Sprache zu übersetzen, die auch anderen begreiflich war. Es ist schwer genug, aus dem Gefängnis unseres gewohnten Denkens und Sprechens auszubrechen und den Weg zu anderen Menschen zu suchen, und man muß diese Bemühungen hoch einschätzen. Aber man hat vielleicht noch mehr erwartet. In der Erklärung des Themas von der Eucharistie und dem neuen Menschen hat man viel mehr von der Eucharistie gesprochen als vom neuen Menschen. Wäre es nicht gut gewesen, viel direkter zu den Menschen zu sprechen? Sie waren an diesen Tagen so offen, sie sind alle mit ihren persönlichen Fragen und mit den großen Anliegen des ganzen Landes um den Altar versammelt gewesen und haben gehofft, von der Liebe Gottes berührt zu werden. Das Wort von der Liebe, die aus Gott stammt, hätte klarer und überzeugender erklingen müssen, vom Begraben des Stolzes und Hasses, vom Dienst am Nächsten, von der Freude und Hoffnung der Erlösten, von der Unüberwindlichkeit des Glaubens und der Demut des Betens, eben von all dem, was den neuen Menschen ausmacht; das hätte man leichter verstanden.

Dem Anliegen einer geistigen Begegnung mit der nichtchristlichen Umwelt¹ kamen die Studiensitzungen entgegen. Da wurde das Kongreßthema ausdrücklich unter den Gesichtspunkten behandelt, die für den modernen Menschen bedeutsam sind: 1. Lebendiger Glaube: Der Gläubige in der modernen Welt. 2. Christliche

¹ In einem kleinen Büchlein ist der Versuch gemacht, die tieferen Zusammenhänge der religiösen Tradition Indiens und der Eucharistie darzustellen. Unter dem Titel „India and the Eucharist“ sind sieben Beiträge indischer, oder in Indien arbeitender Theologen zusammengefaßt: Bede Griffiths OSB, Indian Spirituality and the Eucharist. Richard de Smet SJ, The Eucharist and the Sacramental Aspirations of India. Samuel Rayan SJ, The Eucharist and a new Personalism for India. Josef Neuner SJ, The Eucharist and India's social Problems. Sebastian Kappen SJ, The Eucharist and the Quest of India for a new Vision of History. Robert Antoine SJ, The Eucharist and the Industrialisation of India. Parmananda Divarkar SJ, Towards an Indian Liturgy. — Das Bändchen ist erschienen: Lumen Institute, Ernakulam, Kerala-India, 1964.

Verbundenheit: Menschliche Gemeinschaft und soziale Verantwortung. 3. Ein heiliges Volk: Das Priestertum der Kirche in Klerus und Laienstand. 4. Zeugnis vor der Welt: Die missionarische Aufgabe der Kirche. 5. Gekreuzigt mit Christus: Die Wirklichkeit der Sünde und der Sinn des Leidens. 6. Zusammen in Christus: Christliche Ehe und Familie. In diesen Morgenstunden wurde von bedeutenden Rednern vieles gesagt, was für jeden ernsten Menschen unserer Zeit wichtig ist. Aber die Veranstaltungen waren doch recht akademisch, und eine Diskussion der Themen war nicht möglich.

Es gab außerdem einige Veranstaltungen, in denen man ausdrücklich zu weiteren Kreisen sprach. Dazu gehörte das Ökumenische Treffen. Vertreter der christlichen Gemeinschaften in Indien waren beisammen zu einem Symposium. Den Vorsitz führte Kardinal Alfrink, der von der Eucharistie als dem Symbol der Einheit und zugleich dem tragischen Zeichen der Trennung redete. Als Vertreter des Sekretariates für christliche Einheit sprach Bischof J. G. M. Willebrands, der die ökumenische Haltung der Kirche nach der Veröffentlichung des Dekretes über Ökumenismus darlegte. Es sprachen dann Vertreter der Jakobiten, der Kirche von Südindien und der anderen größeren Gemeinschaften Indiens.

Auch ein Treffen mit führenden Persönlichkeiten der nichtchristlichen Welt wurde veranstaltet. Kardinal König hatte den Vorsitz und hielt die Hauptrede. Er sprach von den religiösen Gehalten der nichtchristlichen Religionen, von der Haltung der Kirche und von den Regeln des Dialogs. Dieses Treffen wurde durch einen Empfang beim Papst abgeschlossen. Die Rede, die der Papst bei dieser Gelegenheit hielt, war ganz vom Verlangen nach der universalen Gemeinschaft mit allen Völkern getragen. Er zitierte aus Indiens heiligen Büchern den Upanishadentext: „Vom Unwirklichen führe mich zum Wirklichen, von Dunkelheit zum Licht, vom Tod zu Unsterblichkeit.“ Er nannte diesen Text ein einzigartiges Adventsgebet, das gerade in unserer Zeit des Wandels, des Suchens nach neuen Wegweisungen neue Bedeutung erhält. In dieser Zeit der Unsicherheit, beim Bemühen, an einer besseren Welt zu bauen, müssen wir uns zusammenfinden: „Wir müssen zusammenkommen, viel näher. Wir müssen uns finden mit dem Herzen, in Verständnis, Achtung und Liebe füreinander. Wir dürfen uns nicht nur als Touristen treffen, sondern müssen als Pilger ausziehen, Gott zu suchen, nicht in Gebäuden aus Stein, sondern in menschlichen Herzen.“

Hier wurde mehr als anderswo der Sinn des Kongresses auch Andersgläubigen verständlich. Hier wurde auch die erste Aufgabe der Kirche in ihrer missionarischen Sendung gezeichnet: Wir müssen zuerst Zeugnis für die universale Liebe Gottes ablegen, ohne jede Einschränkung. Nur wenn es uns gelingt, diese Liebe glaubhaft zu machen und sie in der Gemeinschaft von Mensch zu Mensch zu verwirklichen, über Kasten, Rassen und religiöse Schranken hinweg, kann auch die Einzigartigkeit Christi in diesem Zeugnis erscheinen. So ist also die missionarische Aufgabe von der caritativen und sozialen Sendung der Kirche nicht zu trennen.

Auch im Kongreß von Bombay mußten beide zusammen erfüllt werden. Das war schon lange vor Beginn des Kongresses klar erkannt worden. Der gemeinsame Hirtenbrief der indischen Bischöfe vom Juli 1964 gibt den Werken der Caritas einen besonderen Platz im Kongreß: „Eine große Zahl von Teilnehmern werden sich täglich, in Gruppen, Werken der leiblichen Barmherzigkeit widmen . . . Der Sinn dieser Werke besteht darin, den Unterdrückten, den Kranken, den Unglücklichen, von denen es unendlich viele in Bombay wie in vielen modernen Städten gibt, Erleichterung, Trost, Mitgefühl und Liebe zu bringen. Waisenhäuser, Krankenhäuser, Altersheime, Aussätzigenasyle, Besserungsanstalten, Gefängnisse und endlich Slums werden während des Kongresses von vielen Teilnehmern zusammen mit Angehörigen anderer Religionen besucht werden. Das soll nicht im kalten Geist sozialer Erhebungen geschehen, noch viel weniger mit der negativen Haltung des Kritikers, der die Fehler heraussucht ohne den ernststen Willen, zu helfen, sondern in dem warmen Geist der Liebe und des Opfers, als Mitmenschen, erleuchtet von Gottes ewiger Liebe, deren Gedächtnis wir in der Eucharistie feiern. Es ist unser Wunsch, daß so viele Kongreßteilnehmer wie nur möglich an dem einen oder anderen dieser Werke teilnehmen sollen . . .“

So hat sich in den Monaten vor dem Kongreß eine rege soziale und caritative Tätigkeit entfaltet, wie man sie in Bombay noch nie in diesem Ausmaß gesehen hatte. Die Arbeit wurde von einem Komitee des Kongresses geleitet, wurde aber von Lokalkomitees auf pfarrlicher Basis ausgeführt. Es gab aber auch Mißverständnisse. Nicht alle konnten sich so leicht von den konventionellen Ideen des „Speisens der Armen“ oder des „Besuchs der Slums“ freimachen. Solche Ausdrücke klingen herablassend und haben daher etwas Verletzendes. So wurde auch die caritative Arbeit in die Agitation gegen den Kongreß mit hineingezogen. Um jede Konfliktmöglichkeit zu vermeiden, hat die Kongreßleitung die Ziele der caritativen Organisation sehr zurückgesteckt. Trotzdem ging die Arbeit weiter. Über die Gesinnung konnte kein Zweifel bestehen: Liebe verletzt nie, sondern sie heilt; Liebe läßt nie den Abstand fühlen, sondern verbindet. Viele nichtkatholische Christen hatten sich unterdessen ebenfalls der Bewegung angeschlossen, und auch eine große Zahl von Nichtchristen war dabei. Hindus und Mohammedaner halfen durch Beiträge, und die großen Firmen Bombays machten bedeutende Geschenke. Alle hatten das Verlangen, die große Liebe der Kinder Gottes in der einen Familie hier auf Erden zu üben und dabei über alle Schranken der Kaste oder des Besitzes, und auch der Religion hinwegzukommen. Wenn das gelang, hatte der Kongreß einen Beitrag zum dringendsten Anliegen des Kasten- und Klassenbewußtseins Indiens geleistet.

So hat man also die Besuche der Kranken, der Blinden, der Aussätzigen ohne jede Rücksicht auf Kaste oder Religion vorbereitet. Eine staatliche Anstalt oder eine Hinduinstitution wurde genauso besucht wie die christlichen Häuser. Man fand dabei die herzlichste Aufnahme. Man kam ja nicht zur Besichtigung, sondern

zu einem persönlichen Besuch, oft zu Menschen, die sehr verlassen sind. Man richtete auch eine Blutbank ein; jeder Besucher, auch Ausländer, konnte für einen der unzähligen Armen, die sich sonst den Luxus einer Bluttransfusion nicht leisten können, sein Blut geben. Vielleicht wurde in solchen persönlichen Gaben manchem der Sinn der Eucharistie nähergebracht als in mancher Predigt.

Die Zusammenfassung der Arbeit bestand in den Agapen, die am Samstag, vor Schluß des Kongresses, in vielen Wohnvierteln Bombays abgehalten wurden. Der Sinn des gemeinsamen Mahles bestand darin, die universale Gemeinschaft aller sichtbar auszudrücken. Der Inder hat noch ein unmittelbares Empfinden für die Bedeutung der Tischgemeinschaft. Eine Kaste kann mit der anderen keine Tischgemeinschaft haben. Wenn er also ein Mahl mit einem andern teilt, dann sagt er damit in verbindlicher Weise, daß er nun die Gemeinschaft mit den andern anerkennt. So wurden also zu diesen Mahlzeiten Menschen aller Klassen und Kasten und Religionen eingeladen. Die Liebe Gottes war die verbindende Kraft. Nicht überall ist natürlich dieser Versuch in gleicher Weise geglückt – die Leute brauchen Zeit, es recht zu verstehen. Aber viele haben es verstanden, gerade die einfachen Leute. Etwas von der kindlich frommen Gesinnung der Leute, die diese Familienmahlzeiten veranstalteten, klang aus den Einladungen, die ausgesandt wurden, von jedem Lokalkomitee anders. In einer solchen Einladung hieß es mit entwaffnender Schlichtheit: „Gott unser Vater lädt Sie, N. . . , sein Kind, ein, sich mit ihm und seinen anderen Kindern zu einer Familienfeier zu treffen, 5. Dez. . . .“ Leute kamen an diesem Tag zusammen, die sich sonst nie getroffen hätten. Alte Parteiungen und Feindschaften wurden überbrückt. In einem Fischerdorf war es zum ersten Mal möglich, alle zusammenzubringen, Christen und Hindus, und alte Zerwürfnisse zu begraben. Irgendwo wurden 400 Slumkinder gesammelt, an einem Berghang wurde alles vorbereitet mit Blumen und Fahnen, und eine Mutter von sechs Kindern dankte mit Tränen: Heute sind sie alle endlich einmal richtig satt geworden. 49 solche Agapen wurden an jenem Tag gefeiert – es waren dabei wohl zusammen 10 000 Gäste.

Ich selbst kam zu einer Agape in einem der größten Slums von Bombay. Ein Hindu hatte die große Terrasse seines Hauses – eines der wenigen guten Häuser der Umgebung – zur Verfügung gestellt, hatte mit Tüchern ein Dach gegen die Sonne darüber gezogen und alles festlich geschmückt. Eine Musikkapelle empfing die Gäste mit tosenden Instrumenten. Man stieg aufs Dach. Der Boden war mit Sacktuch bedeckt für die Gäste, und am Ende standen einige feierliche Tische mit Stühlen. Auch zwei Bischöfe kamen – sie sollten natürlich an den Ehrenplätzen präsidieren, aber sie verstanden die Lage sehr wohl und setzten sich zu den Leuten auf den Boden, obwohl sie das nicht gewohnt waren – die gedeckten Tische blieben unbesetzt –, und dann begann das gemeinsame Mahl. Zuerst wurde gebetet und gesungen, dann wurden die Speisen herumgereicht, – jeder nahm auf seinen Teller, der aus zusammengeflochtenen Blättern bestand, von den Gerichten. Auf einer

Seite saßen die Männer und die Jungen, auf der anderen Seite die Frauen und Mädchen. Als alle genug hatten, begann die Musik, die Jungen führten einen gewaltigen Tanz auf, wie ihn diese Fischerleute kennen, und dann wurden Reden gehalten – ihre Zahl entsprach der Bedeutsamkeit der Feier. Alle waren sich bewußt, daß so ein Mahl zwischen Christen und Hindus, in dem alle verbunden sind, wo der reiche Hausbesitzer seine Dachterrasse seinen armen Slumnachbarn öffnet und mit ihnen zusammen ißt, noch niemals stattgefunden hatte.

Der Sinn des Kongresses bestand also im Erwachen eines neuen Gemeinschaftsbewußtseins über alle sozialen und religiösen Schranken hinweg. Dieser Sinn wurde ganz besonders durch den Besuch des Papstes ausgedrückt. Was dieser Besuch für alle, auch für die Hindus, bedeutete, kann sich ein Europäer kaum vorstellen. Wenn sich Millionen auf die Straßen drängten, dann war das mehr als Neugier. Es war das Verlangen, einen heiligen Menschen zu sehen. Der Papst ist der heilige Mann des Westens. Aber heilige Menschen gehören ja der ganzen Welt. Es ist rührend, wie Hindus ganz einfach von „unserem Papst“ gesprochen haben. Man muß heilige Menschen sehen und so den Segen ihrer Gegenwart empfangen. Ich mußte an ein kleines Erlebnis vor vielen Jahren denken. Ich sollte nach Rom fahren und mußte einem ganz untergeordneten Beamten den Zweck meiner Reise klarmachen. Ich versuchte, ihm die Notwendigkeit weiterer Studien verständlich zu machen, aber das konnte er nicht einsehen: es gebe doch auch in Indien viele Bücher. Ich spürte, ich war auf einem ganz falschen Geleise. Da kam mir ein kluger Gedanke. Ich sagte einfach: „Ich muß nach Rom fahren, ich möchte den Papst sehen.“ Das verstand er sofort. Ein Christ muß seinen obersten Guru, seinen religiösen Lehrer sehen, darüber ist kein weiteres Wort zu verlieren.

Der Papstempfang war überwältigend. Stunden vor der erwarteten Ankunft des Flugzeugs war die ganze Umgebung des Flugplatzes von unübersehbaren Menschenmengen erfüllt, und alle Straßen in die Stadt hinein waren von einer breiten Mauer von Menschen eingeschlossen. Die Polizei war besorgt, es wäre ja auch unmöglich etwas gegen diese Menschenmassen auszurichten gewesen, wenn eine Unruhe ausgebrochen wäre. Aber vom ersten Augenblick an wurde der Papst von der ganzen Liebe und Verehrung des Volkes umschlossen. Eine heitere Ironie liegt in den Zeitungsberichten, die erzählten, wie die persönliche Polizei, die der Papst mitgebracht hatte, gleich beim Empfang durch die Menschenmassen vom Papst getrennt wurde und selbst mühsam ihren Weg in die Stadt finden mußte. Die spontane Liebe dieser Menschen war sein bester Schutz.

Der Papst hat auch durch sein persönliches Auftreten, den Verzicht auf alle Etikette, und durch seine leuchtende Güte einen außerordentlichen Eindruck auf die Leute gemacht. Der Pilot, der ihn nach Indien flog, ein Hindu, sagte, er habe etwas Göttliches gespürt. Ein gebildeter Hindu, der alle Einzelheiten dieser Tage verfolgte, schrieb: „Wie groß ein Mann Gottes sein kann, wie großmütig, wie gut, wie wohltuend menschlich in seinem Ausblick und in seinen Handlun-

gen! Ich glaube, daß diese guten Menschen, zu welcher Religion sie auch gehören, der größte Schatz der Menschheit sind und dem ganzen Menschengeschlecht gehören.“

Die Reden des Papstes waren meist kurz, oft nur ein paar Sätze. Nur bei der Weihe der sechs Bischöfe auf dem Oval, bei dem Hauptgottesdienst, hielt er eine längere Homilie über die Bedeutung des bischöflichen Amtes. In der Pfarrei St. Paul sprach er über das Verhältnis zu Nichtchristen, und vor den Vertretern der nicht-christlichen Religionen über die Notwendigkeit einer weltweiten Gemeinschaft zum Dienst an der ganzen Menschheit. Jedes Wort, das er sagte, stand im Dienst der überbrückenden Gemeinschaft aller Menschen.

Wenn man fragt, ob sich der Papstbesuch für den Kongreß selbst günstig ausgewirkt habe, so kann man wohl manches anführen, was durch den Enthusiasmus dieser Tage gelitten hat. Wohl am störendsten war die Ankunft des Papstes am Oval während der Priesterweihe. Schon während des Weiheritus war die Aufmerksamkeit stark abgelenkt. Gerade nach Abschluß der Weihen traf der Papst direkt vom Flugplatz ein, grüßte und segnete die ganze Versammlung, und ging dann zur Erzbischöflichen Residenz, wo er wohnte. So eindrucksvoll die Ankunft war, so sehr hatte sie doch die Feier der Priesterweihe gestört. Nachdem der Papst gegangen war, blieb eine stete Unruhe zurück. Es wäre wohl besser gewesen, zuerst den Gottesdienst abzuschließen und dann erst den Papst zu begrüßen.

Wenn man aber von solchen Unzuträglichkeiten absieht, muß man doch sagen, daß der Kongreß erst durch den Papstbesuch seinen Sinn erfüllt hat. Es mußte doch bei diesem Kongreß in einem Missionsland, in einem Entwicklungsgebiet, die Gegenwart der Kirche in der neuen Welt dargestellt werden. Es mußte in diesem Kongreß zu einer starken und allen verständlichen Erklärung der Kirche über die Solidarität aller Menschen kommen, über die Verpflichtung der Christen für alle Völker und ihre Verantwortung für die Zukunft der Welt. All das mußte irgendwie in dem Kongreß erarbeitet werden. Es geschah auch tatsächlich in Seminaren und Studiensitzungen; aber das war nicht genug. Wenn man am Schluß des Kongresses nach seiner Botschaft fragte, dann mußte man sie verstreut in vielen Reden und Kundgebungen suchen. Eine zusammenfassende, leuchtende Darstellung der Bedeutung des Kongresses suchte man vergebens. Das ist nicht zufällig. Die Kirche von Indien hat Hunderte von Jahren ohne tiefere Reflexion über sich selbst gelebt. Auch bei diesem Kongreß hat man mit Recht die Glaubenstiefe der Christen und die organisatorische Leistung bewundert, aber auch hier wird man die tiefere Reflexion über das, was geschehen ist, nur selten finden.

So wäre also die Botschaft dieses Kongresses in ihren Ansätzen steckengeblieben, sie wäre bloß als bewegendes Erlebnis mitgenommen worden, wenn ihr nicht die Papstreise weithin ein leuchtendes Symbol gegeben hätte. In diesem Ereignis ist allen sichtbar geworden, daß die Kirche nicht mehr innerhalb der Kreise des gläubigen Volkes bleiben darf, sondern daß sie sich in die heutige Welt hinein öffnen muß. Nur dann lebt sie ihr eigenes Wesen, wenn sie ihre Sendung erfüllt;

sie versteht sich selbst am besten, nicht wenn sie ihre eigenen Urkunden analysiert, sondern wenn sie über die Welt nachdenkt und den Völkern begegnet; sie löst ihre eigenen Probleme, wenn sie sie im Dienst an den Menschen vergißt. Wenn sie unbekümmert um all ihre eigenen Sorgen hinausgeht zu allen Völkern, wie Jesus ihr sagte, daß sie es immer tun müsse, dann bleibt er bei ihr. Das muß die Kirche wieder lernen. Sie kann ihre Erneuerung in der Konzilsaula wohl beginnen, aber sie muß sie im Dienst an den Menschen verwirklichen. Das mußte in diesem Kongreß sichtbar werden, und das wieder ist im Besuch des Papstes zusammengefaßt, um den sich die Millionen drängen, dessen Segen sie erwarten, durch dessen Begegnung sie sich in die große Gemeinschaft der Liebe eingeschlossen fühlen.

In diesem Symbol ist nun wirklich der Vorhang des Tempels noch einmal zerrissen, die Kirche ist nicht mehr ein abgeschirmter Bereich, der sich gegen die Welt abgrenzt, sie ist wieder Salz geworden, das würzt, und Licht, das leuchtet. Das Symbol der Papstreise läßt sich nicht mehr auslöschen. Aber Symbole sind kein Abschluß. Im Symbol des Pilgerpapstes muß die Kirche ihre große Verantwortung in der neuen Welt erfassen, unter den werdenden Völkern, in der Gemeinschaft der Nationen. Man sollte nicht so sehr vom „Erfolg“ des Kongresses sprechen, sondern von der gewaltigen Aufgabe, die er in der Kirche Indiens und in der Gesamtkirche hinterläßt.

Die Landwirtschaft auf dem Weg in die Industriegesellschaft

Edgar Harsche

Die deutsche Agrarpolitik ist in Bewegung geraten. Mit der Senkung des deutschen Getreidepreises auf ein gemeinsames europäisches Niveau ging eine Epoche deutscher Agrarpolitik zu Ende. Während sich normalerweise bei einer Verknappung der menschlichen Arbeitskraft die Preisrelationen zwischen arbeitsintensiven und kapitalintensiven Erzeugnissen in der Art verschieben, daß arbeitsintensive Erzeugnisse teurer und kapitalintensive Erzeugnisse entsprechend billiger werden, war die deutsche Agrarpolitik bis in die allerjüngste Zeit hinein bestrebt, gerade für den landwirtschaftlichen Betriebszweig, der heute wohl mit am stärksten mechanisiert ist, nämlich für den Getreideanbau, ein möglichst hohes Preisniveau zu fixieren. Die deutschen Getreidepreise sind gegenwärtig die höchsten in Europa.